



In den Schatten

Dumpf schlägt die Haustür zu. Der gelbe Lichtkegel, der durch ihr Glas fällt, versucht mich festzuhalten, doch ich entkomme ihm. Ein kalter Windhauch liebkost mein Gesicht. Er zerschneidet die letzten Fesseln des Lichts. Befreit tauche ich ins Dunkel, und es empfängt mich mit offenen Armen.

Mein Atem fließt frei, endlich. Ich verschmelze mit den Schatten, werde unsichtbar. Selbst für den Mann, der ein paar Schritte weiter mit seinem Hund das letzte Mal für heute um den Block geht. Der Hund wittert mich, dreht den Kopf – sein Herr, begierig auf Flachbildschirm und Bier, zerrt ihn weiter. Er sieht mich nicht. Ich sehe alles.

Dem Licht der Straßenlaternen, dessen Klauen mich packen wollen, weiche ich geschmeidig aus. Adrenalingetränkt schießt das Blut durch meine Adern. Es weitet meine Nase: Holzfeuerrauch und Schnee. Es öffnet meine Ohren: Nur ein einziger Laster, zwei Straßen von hier. Es überwindet die engen Grenzen meines Körpers: Die Welt vibriert, und ich mit ihr.

Zurückhaltend, klein, unbedeutend, so bin ich für die Menschen. Meine Tagseite, offenkundig für alle, jämmerlicher Bruchteil meiner selbst. Hier bin ich mehr, ich bin ganz. Und sie wissen nichts. Ich werde eins mit meiner Nacht. In ihr löse ich mich auf.

Lesen Sie [hier](#) die komplette Diskussion zu diesem Text ([PDF](#)).